

Erscheint täglich

Spohrmeyers Töchter

Roman von

Fritz Gause.

Nachdruck verboten.

25. Fortsetzung.)
„Allo doch? Sollte sie doch nicht falsch vermutet? Sie mochte das Gerücht nicht mehr. Der Nachmittag war so schön, so im Einklang der Gefühle lebend gewesen, daß sie nun zum Schluß keine Kränkung erfahren wollte.“
Sie sprang vom Thema ab und erkundigte sich ganz unermittelt, ob sein Kitzeln noch Streifgüsse gelte.
„Er merkte ihre Absicht, ihn auf ein anderes Gebiet zu führen und hatte das Empfinden, als wenn etwas Dunkles über seine Seele tröbe. Aber es geschah ihm schon recht. Warum war er so trübselig gewesen, sie durch einen Spalt zwar nur, aber doch genaugen, dem Lichten aufzuweisen, in denen das Geheimnis keine Wohnung hat. Ja, warum nur diese Torheit? Er hatte doch kein Erb. War das in seine dunkle Kammer Verbannte nur scheintot gemein und für die Verweilt nach Erlösung, nach Befreiung von den lastenden Schollen und dem erdrückenden Stein.“

„Zimmer wenn er Kläre sah, flutete es ihn wie frischer Strom an, sprangen seine Sinne hoch, kam es wie ein heißes Verlangen über ihn. Ja, er wußte es längst, daß er zu früh eingelangt hatte, daß er seine lebendige Liebe begraben. Und doch sie nun nach Erlösung lieh.“

„Schreie nur!“ dachte er. „Du siehst ja, daß es nutzlos ist... Sie ahnt dich wohl und weicht dir aus.“

Ganz ruhig und gelassen redete er von dem, was sie zu wissen begehrt hatte. Ja, es wäre noch alles unverständlich. Es kam niemand. Es wäre auch bisher kein Annäherungsverlauf von der anderen Seite erfolgt.

„Nad Sie möchten von Ihrer Seite aus einen solchen nicht unternehmen?“

„Nein, auf keinen Fall!“ Er sagte es in barocker Heftigkeit. „Ich laufe trübselig Menschen nicht nach. Und Sie wissen doch wohl, was ich Ihnen damals sagte. Das gilt heute ebenso, wie damals. Ihrer Abkommen hat keinerlei Änderung erfahren. Über wußten Sie den Rückgang in Ihrer Person nicht mehr darzustellen?“ Er sah lächelnd in ihr Gesicht.

„Es hat doch aber keinerlei praktischen Wert“, wies sie seiner Frage aus.

„Natürlich nicht. Im Grunde genommen ist es Unsin. Und wenn wir es jemand erzählen würden, dann müßten wir es uns gefallen lassen, ausgelacht zu werden. Trotzdem bitte ich Sie, mir Ihr damals gegebenes Wort zu halten.“ Und in Gedanken sagte er an: „Dann weiß ich doch etwas, in dem du mein bist!“

„Sie hatten das Schulhaus erreicht, während er seine letzten Worte an sie gerichtet hatte. Ganz langsam waren sie zu leicht gegangen. Es schien ihm Mühe zu machen, und manchmal nur ein Zucken, als empfinde er Schmerzen, über sein Gesicht gelassen.“

Ein verhängnisvolles Mißgeschick ging durch ihre Seele. „Ja ja, es war wirklich ein Unsin, aber den man nur lassen konnte. Aber da er sie von neuem fast quälend bat, fühlte sie sich in diesem Augenblick, das was weiche, sein torpides armes Leib bemitleidende Empfinden sah, nicht fähig, ihm abweisend zu antworten.“

„Gewiß habe ich Ihnen mein Wort“, sagte sie in warmem Tonfall und legte ihm zum Abschied die Hand, die er mit einem Worte des Dankes ergriß.

Kläre ging langsam heim. Sie kann dem vergangenen Tage nach. Wie kam es, daß nun doch etwas wie ein Schatten über ihn lag und das heile Licht dämpfte? Dies bestand diese Kränkung nur in ihrer Einbildung?

Wirklich. Sie richtete sich energisch auf und lächelte froh der sinkenden Sonne nach.

Der Schluß des Tages würde ganz gewiß nur von heller Freude wissen. Denn er sollte einem Briefe an Dietrich Hollbrandt gehören.

Hulda Claasen meinte an einem der nächsten Tage, es läge ihr am Herzen, die Sache mit der Veranschaulichung des Hofes in Ordnung gebracht zu wissen, und sie hätte vor, in der nächsten Woche die Tätigkeit des Hofes zu diesem Zweck in Anspruch zu nehmen. Ihr Bruder habe sie geschrieben, daß er mit allem Einverständnis sei. Und da er sein Kommen endgültig abgelehnt hätte, weil er nach dem ersten mißglückten Versuch einen neuen nicht unternehmen würde, fähe sie nicht ein, warum die Veranschaulichung hinausgeschoben werden sollte. „Ich bin alt“, sagte sie zuletzt, „der Tod kann jeden Tag kommen. Mein Haus soll beigegeben bestellt sein. Ich werde dem Gericht schreiben, damit es einen Termin fest und uns eine Verlobung scheidet.“

Seitdem Kläre mit Dietrich Hollbrandt in Briefwechsel stand, von seiner Liebe wußte und auf sein Kommen wartete, war sie nicht mehr imstande, dem Wunsch Hulda Claasens und dem ihre gegebenen Versprechen, den Hof nach ihrem Tode nicht zu veräußern, sondern dauernd auf ihm zu wohnen, das frühere bestimmte Interesse entgegenzubringen. Sie sagte sich, daß sie über ihre Zukunft nicht mehr wie früher bestimmen könne und daher verpflichtet sei, das Versprechen zurückzunehmen.

Da die Dinge nunmehr einen Abschluß zugeführt werden sollten, war es an der Zeit, die Tante von der verändernden Sachlage zu unterrichten, ihr wenigstens zu sagen, daß sie, Kläre, unter Umständen nicht imstande sein würde, ihr Wort zu halten.

Selbstverständlich würde Hulda Claasen dann nach Gründen forschen, und eine Mitteilung von dem Beschäftigten zu Dietrich Hollbrandt würde nicht zu umgehen sein.

Und bevor scheinete Kläre zurück. Sie hing an der Heimlichkeit ihrer Liebe wie an einer selbstamen blühenden Blume, die nur eine Blüte treibt. Wenn man diese eine Blüte brach, dann war die Pflanze ihres Schicksals demütet. Es war so beglückend, ein Geheimnis zu haben, wie man es im ganzen Leben nie wieder haben würde. Und es war ja auch noch so jung, so fröhlichglücklich, daß das Verlangen danach noch, es noch nicht aus den Händen zu geben, sondern es in tosender Lust noch lange in der Heimlichkeit des Herzens zu pflegen.

Aber die Dinge rauber Wirklichkeit ließen unbereit ihren Gang und respektierten bestimmte Herzenswünsche nicht. Acht Tage später sagte Hulda Claasen: „Das Gericht hat geantwortet. Wir müssen am 15. Juli zum Termin. Es ist dir doch noch alles so recht, wie du es mir gesagt hast?“

Kläre sah ein, daß sie dieser klaren Frage eine klare Antwort entgegenzusetzen mußte.
„Es ist mir doch recht. Aber ich weiß nicht, ob mir das Einhalten meines Versprechens möglich sein wird.“

Hulda Claasen hob die Welle in die Ähren und sah Kläre übersehen an. „Du änderst deine Meinung rasch. Wie ein Vogl, das der Wind hin und her wehet.“ Sie hatte einen mißmutigen Zug im Gesicht. „Das gefällt mir nicht an dir, Kläre.“

„Du beschuldigst mich ohne Grund der Unentschlossenheit und Unantelmäßigkeit“, beschwerte sich Kläre. „Meine anfängliche Absicht steht auch heute noch fest. Aber ich muß damit rechnen, daß ich sie nicht zur Ausführung bringen kann, weil es möglich ist, daß ich später einmal nicht mehr Herr meines Handelns bin.“

„Das klingt merkwürdig verziert. Wie soll ich das verstehen?“

Kläre sah ein, daß sie die Bekanntheit ihres Geheimnisses nicht mehr herum kam. Sie berichtete in kurzen Zügen.

Die Bäuerin fand sich nicht sofort zurecht. „Ein Offizier, sagte du?“ Und er lernt jetzt die Landwirtschaft? Ja, warum bleibt er dann nicht Offizier?“

„Das ist doch nach dem Kriege alles anders geworden. Tante. Viele Offiziere werden verabschiedet, weil unser Heer nicht mehr so groß sein darf, und müssen sich einem neuen Beruf zuwenden. Herr Hollbrandt hat sich für die Landwirtschaft entschieden, und ich denke mir, daß er sich später um eine Inhaberschaft oder Verwalterstelle bemühen wird. Denn daran hat er selbständig zu machen, wird er wohl nicht denken können, wenigstens vorläufig lange noch nicht. Denn er hat mir erzählt, daß er arm ist.“

Nun wäre es doch aber ganz einfach“, sagte sie endlich, „aus dem verstorbenen besitzlich zu werden, wenn du dem Herrn Hollbrandt schreiben würdest, daß er deine Absicht billigt und bereit sein würde, dich als die Bäuerin Kläre Spohrmeyer zu heiraten und der Bauer Hollbrandt auf dem Bergshof im Lüneburgerischen zu werden.“

Kläre war glühend rot geworden und hatte sich ertrotzt erhoben. „Aber Tante Hulda, wie könnte ich das? Ich kann ihm doch keine Vertragsanträge machen. Ich weiß ja gar nicht, ob er mich überhaupt heiraten will.“

Hulda Claasen lächelte, wie man über das Geschick eines Kindes lächelt. „Du bist sehr wunderbar, Kläre. Du siehst den Wald vor Bäumen nicht. Meinich bist denn, er sieht dich, um nicht zu heiraten? Das ist doch bei allen vernünftigen Männern so, daß sie das Mädchen, das sie lieb haben, auch heiraten. Und da ich nun deinen Herrn Hollbrandt zu den vernünftigen Männern zähle, wird er dich auch heiraten. Was hindert dich also, klar und offen zu sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Nonne.

Von Hermann Lange.

(Nachdruck verboten.)

Sie war früh in das Kloster gekommen, als sie mehr Kind noch denn Mädchen war, und ehe ihre Seele und ihr Leib ganz von den Sehnsüchten wußte, die Menschen sterben und Sterne nachdunkeln lassen.

Sieben Jahre wußte sie mit den Tagen und Nächten nun durch die Gänge des Klosters und ward nicht müde, zu wissen, daß draußen Sonne war. Wohl war es in ihr nach den ersten Stürmen jenes Frühlingmorgens, aus dem heraus ihr Vater sie ins Kloster stieß, Hille geworden; aber sie wußte dennoch um die Tiefen der Welt, die keine Klosterordnung zu schließen vermag.

Allein, dieses Wissen tat ihr nicht weh. Sie hatte seit ihrem Gelübde wieder sieben Jahren den Rauchs und ruhig gehen an Tage. Wenn sie sich früh erhob und die Räte des Morgens in ihrem Herzen fand, dann kam sie wohl ein wenig Lust und Trost an; das Frühmesse-Säuten war ihr lebendiges Flammen ungelanter Gärten, die aus der Tiefe schossen. Doch wenn der Abend nahte und sie zum Abendgängen, dann wurde sie still und ein wenig kleinmütig und sehnsüchtig nach dem ewigen Frieden. Wenn die letzten Töne im Schmelzen des Berges und der Wälder erschollen waren, dann lehnte sie sich manchmal ein wenig zurück und schaute ins Weite, als warte sie, daß sich etwas Wunderbares ereignen müßte. Und eines Abends, nach vielen Jahren, ereignete sich etwas.

Von dem bewaldeten Hügel, auf dem das Kloster stand, reichte ihr Auge bis an den jenseitigen Höhenzug, auf dem gleichfalls Hügel, ewiger Wald war. Aus diesem kros eine Wandstraße die Hügel herab. Eines Abends, im Frühling, rollte ein Kofwagen über sie hin. Der Postillon blies das Horn.

Sieben Jahre hatte die Nonne nichts vom Postillon und seinem Horn, nichts vom Walde und seiner Freiheit gewußt. Sie fragte sich, wie es wohl sängen müßte, wenn dieser muntere Bursche sein Pied in den Gängen des Klosters löste. Sie kam nicht zur Antwort, denn die Besätzin, die Schwester Wäldnerin, deren Gesicht sie war, ergriß ihre Hand und soq sie mit sich hinunter zu den letzten Berührungen des gelassenen Abends.

Da entdeckte die Nonne ihre Veränderung. Sie war auf fremdem Gebiet. Sie war im kleinen Garten, der ihr zugewiesen war, zu weit gegangen, und nahe am Zaune von Brettern und Gesträuch, und diesseits und jenseits wuchsen Heideblume und Zerkelstengel. Sie sah nicht, daß drüber die Sonne schien und daß jenseits des Zaunes der Garten Eden sein konnte. Sie sah nur die Bretter mit den Räden und Wäldnerin, den Draht, die Heideblume und den Zerkelstengel.

der scheinlich noch. Sie sah auch den Garten nicht mehr, denn die ihmale Wäldnerin während der sieben Jahre gottgeläufig begangen. Ihre heiligen Verrichtungen waren ihr fremd, waren ihr wie schlaube Gewohnheiten geworden, zu denen sie durch Unachtsamkeit gekommen war. So merkte sie, daß auch die große Erde in ihr floß, und sie weinte bitterlich.

Sie hätte sich in den Tod weiden mögen, aber nicht einmal der Schlaf kam ihr.

Darum lag sie nächsten wieder hinan zum Turm, der die Glocken trug. Zum ersten Male allein. Troben angelangt, öffnete sie häufig die Zimmertüre und beugte sich hinaus in das hellblau behäutete Nacht über den Bergen. Jenseits der Türe lag die Stadt mit laufend Lichtern. Sonst war nichts da als der Wald, die Hügel und das unendliche Schmelzen.

Blüßlich erwachte ein Horn im fernem Dunkel. Das schredete den Wald auf zu einem Lied mit tausend Tönen. Und das Lied quoll und mudd, daß die schwärzen Glocken anhängen zu schwingen und der Turm bis in seine Fundamente erbebte.

Da kamen die Schwestern bliden Antlitzes herauf und senkten sich, denn sie sahen, wie die junge Nonne wahnwinnigen Auges die große Glocke schwang. Ein mildes, flüßiges Lied floß dabei über ihre Lippen, die sonst das Festhalten der Gebendeleiten in Andacht und Gebeten gestift.

Son nun an war die junge Nonne Gefangene. Aber was tat es ihr, daß sie den Turm und von ihm die Welt nicht mehr sah! Sie war doch nicht allein. Das Schreien und Weinen in ihrer Seele hatte geäußert, dunkle Gestalt angenommen und sah neben ihr auf wackeligen Schmel und heroberte die Geste, die sie um ihrer irdischen Erlösung und ihres ewigen Heiles willen zur himmlischen Jungfrau emporföhrte.

So sie ohnmächtig blieb, da waren auch die Schwestern nicht mächtig. Der Geist, der sie hielt, trotzte Gebeten und Weisungen. Auch das Angestigt des Menschensohnes von Nazareth konnte ihn nicht. Er blieb bei ihr, Stunde um Stunde, Nacht um Nacht, um ihr Dual des Augenblicks und Verberigung verbender Dinge zugleich zu sein.

So vergingen fünf Tage. Fünf Tage vom Einzug bis Golgatha. Die ewige Lampe am Muttergottesbilde erlosch; mit ihr geläutete Licht bis auf diesen Tag. Der Wäldnerin nahm Hammer und Nagel und schlug der Nonne Seele ans Kreuz. Aber er verließ ihr Aufseherung am Hofemorgen.

In der Zeit von der neunten Stunde des Abends, da der Vorhang im Tempel zerriß und die Schwestern im Wehrtauch starben, war Kläre in ihr und auf ihrem Angestigt. Die Schwestern, die an nichts in der Welt, wohl aber an die Macht des Gebetes glauben, hielten sie für genesen.

So ging sie am nächsten Abend wieder zum Abwäutten.

Als sie auf den Vorprung des Turmes trat, und das Ziel schwang, da geschah es, daß wiederum das ferne Horn sang, und sein Klang ward mit dem der Glocken zum Hohenmorgen von Golgatha. Da erhob blüßlich die dunkle Gestalt in ihrer Seele Stimme und Hand; sie wies das Weib hinaus in den Wald und rief: „Dort ist das Leben! Fliehe von hier und rüde dich! Behalt die fern Sünde und Wache ist keine Stunde. Darum sage ich dir: Steige herab vom Kreuz und lebe!“

Und siehe, sie stieg herab! Sie wußte über das geistige Stigma an den Händen und an den Füßen, und es schwand ihr ward leicht und beschwingt und froh. Sie liebte den dunklen, tiefstehenden Wald und floß zu ihm, um mit seinen Tieren die lebendige Auferstehung vom Golgatha des Wäldners und der Hinführung zu fectern. Um sich den Tieren des Waldes zu geben!

Als sie am Morgen fanden die Nonnen sie nadend unter den Bäumen. Sie lag auf dem Angestigt. Ihre Augen waren tot, aber ihr Dem lebte im Dem der Welt und legte sich höher auf der Schwestern Brust, die isden waren, daß ihr eigener Herzschlag sie ängstete.

Einige wollten den Reimann zum Kloster nehmen, um ihn dort nach alter Sitte zu begraben. Die Abstinenz aber sprach: „Die Sünde sei fern von uns, wie von Einem heiligen Leibe!“ Und eine andere sagte: „So laßt es uns hier tun.“

Also begrub man sie unter den Bäumen im Walde, da die Sonne sehr hoch stand.

Wen die Nonnen nach Heiseit und Gebet heimgen, ward es dunkel im Walde, und die kleine Freiheit um Gott machte ihnen bange. Von Zeit zu Zeit blüeten sie sich furchtsam und fragend an und beteten.

Als sie aber nahe dem Kloster waren, sahen sie blüßlich, daß die große Glocke von selber schwang. Da entsetzten sie sich, fielen auf ihr Angestigt und schrien: „Herr, nimm Deine Hand von uns, daß wir nicht irre werden!“

Doch in verbleiben ersten Nacht nach der Sehnsüchtigen Leben und Tode fand die große Glocke hinunter ins Tal und mit ihr der Geibel, der gegen Worgen lag und an dem in der blühenden Jahreszeit die roten Kofen ranften.

Der Eierkauf.

Von Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Das ist in Profpallitzga gemein. apropos! Profpallitzga: Kreis Dellshof, Gouvernement Westf.

In Profpallitzga. und so sehen auch seine Leute aus, so waren sie auch, so benahmen sie sich auch.

Von einem Pärchen aus Profpallitzga ging die Mär, es sei in einer warmen Juninacht, als es sich geschändet habe, mit den Räufern erinander lieben gebüben, so dreißig seien sie gewesen. Ich halte das für abtrieben. Daß aber die Einwohner von Profpallitzga unabherrlich quadratfähig sind, wohnengen sie einen nimmermüden Drang zum maiken in sich verpüren, steht nun wieder fest.

Jeden zweiten Freitag gab es während der besten Wögen vor der Kirche so etwas wie einen Markt. Da mußte einmal der Gemeindevorsteher dem beständigen Crismommandanten die zur Abgabe fälligen Produkte überreichen und zum anderen fand Austausch und Kauf und Verkauf statt. Kartoffeln gegen Schwaeps, Molchbröden gegen Braunkäse, Kohlfäulen gegen

...zürück, was gegen Aule, oder Kartoffeln, Mohrrüben, ...
 ...wird, die in der Gemeinde gesammelt ...
 ...werden sollte, angehen.
 Jedes Ei wurde mit einem Aufdruck bezaht, der 30 ...
 ...wird, die in der Gemeinde gesammelt ...
 ...werden sollte, angehen.
 Jedes Ei wurde mit einem Aufdruck bezaht, der 30 ...

Zum Tode Franz von Desreggers.

Der Name des großen Malers der Tiroler Genremalerei, der soeben im Alter von bald 26 Jahren in seiner zweiten Heimat München das Zeitliche gesegnet hat, bedeutet für sich allein ein ganzes Kapitel der Kunstgeschichte. Hat er noch seine Tiroler Heimat geradezu erst für die deutsche Kunst entdeckt und durch jene gemalten Tiroler Dorfschichten nicht nur den Weg zu betreten, das Interesse für das schöne Land und sein freilich so verfallenes Volk zu wecken, sondern auch die wertvollsten Vertreter einer glänzenden Heimatkunst, das besondere Bedeuten und hervorragende Unterzeichnungszeichen des Künstlers lag vielmehr in seiner Bedeutung als Reformator der ländlichen Genremalerei, der anstelle der ländlichen Maniertheit und preiswerten Annäherung der früheren Zeit der schlichten Wahrheit und ungezwungenen Einfachheit wieder zu ihrem Recht verhalf. Er war der treu aufwachende Chronist des Tiroler Volks, und er war der erste Künstler, der sich dem Leben der ländlichen Bevölkerung zuwenden wollte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Provinz der Dörfchenmalerei den geringsten Anbruch zu tun vermochte. In der Kunst wird die Wege nach Rom führen, und doch man insbesondere auch auf der Straße der Schönheit zum Ziel der Wahrheit gelangen kann, wenn dem Wanderer Überzeugungsraft und Lebenserkenntnis als Wegweiser dienen.

Zu Stronach im Tiroler Unterfeld, im Amtsbezirk Döllach, dessen Kirche als einsigen und stolzen Ansehens ein von der Kunst des berühmtesten Mannes der Gemeinde gemaltes Altarbild besitzt, erstreckte Franz Desregger als ältester Sohn eines wohlhabenden Bauern am 20. April 1835 das Licht der Welt. Schon früh zeigte sich bei dem Knaben, der als Hirtens Junge auf dem väterlichen Hofe seines Amtes waltete, ein jedes Malke pater mit der des Künstlers zu verzeichnen, die Lust zu bildnerischer Betätigung, und als der Desregger-Franz erst in den glücklichen Besitz eines in dieser weitläufigen Einamkeit damals als kostbare Karität geltenden Bleistifts gelang war, erregte sich seinem Zeitalter ein unbegrenztes Begehrungsgebiet. Nach dem im Jahre 1859 erfolgten Tode des Vaters wurde er, einen ersten Beruf, und machte sich, mit Gedulde und Wohlverstand, an die Erlernung der Kunst der Zeichnung, die von dem vortrefflichen Professore Stolz ein Bildhauer zu werden. Allein sein Lehrer erkannte bald, daß hier ein ungewöhnlich hartes Material der Erschließung harter und brachte jene 26 jährigen Schüler deshalb nach München zu, wo mit dem Jungen, der Vorbildung erlangenden Tiroler in dessen nichts anzufragende wußte und ihn deshalb der Vorbereitungslasse der Akademie überwies, aus der Desregger nach einjährigem Besuch in die Akademie eintrat. Nachdem er in den Jahren 1863-65 eine für seine Entwicklung verlorene Zeit in Paris zugebracht hatte, da ihm der Knospenperiode umliegenden Zustände in Wien, Tiroler verfallenen blieben, widmete sich Desregger in der Heimat eingehenden Studien, als deren Frucht sein erstes Bild aus dem Tiroler Volksleben, der „Perumwende Jäger“, entstand, mit dem er nach München zurückkehrte. Jetzt fand der Dreißigjährige endlich bei Alois Aufnahme, in dessen Schule er denn auch die seine Geliebteste durch beherrschenden technischen Schwierigkeiten überwinden konnte. Aber eigentlich zu danken hatte der Schüler seinem Meister nur die formalistische Anweisung, die ihn den goldbraunen Ton seiner Bilder finden ließ, jenes für Desregger charakteristische Schwärze, das mit dem zwischen bräunlichen und schwarzen Tönen schwankenden Dämmerlicht die Aufmerksamkeit der Tiroler Bauernschaft mit so unmittelbarer Anschaulichkeit malt und über alle Gegenstände ein so bezauberndes Licht breitet. Aber zum formalistischen Blendwerk im Sinne Manet's, der mit Gabriel Max Desreggers Schulgenossen bei Pöthly war, konnte sich der schlichte, einfache Sohn der Tiroler Berge in Pöthly's formalistischer Meisterklasse nicht entwickeln. Friedrich Pöthly, der bekannte Kunsthistoriker und Maler der „Kunstler“, der zu der Zeit, als Desregger an jenen „Bilder“, „Speckbacher“ und „sein Sohn“ in der „Kunstler“ Malerei malte, Gedulde hatte, ihn und seinen Sohn zu verzeihen, hat er sich nicht zu begeben, doch hat er damals die ihm interessanten Arbeiterbeiträge mit folgenden charakteristischen Worten: „Zei es nun, daß ich noch von der beglaubigten Erscheinung Manet's gedenken darf, aber daß mit der anher-

bedeutliche Realistlichkeit der Figuren wie die Anfruchtbarkeit der Technik nach der Innigkeit der Gattung nicht mundete, das Bild machte mir nicht mehr Eindruck als ein Trunk frischen Quellwassers, nachdem man eben Champagner getrunken hat.“ Nun, die Zeit, der kritische Richter lehrer Jürgens, hat nur zu deutlich gezeigt, wie schnell sich der überhäufende prädelnde Champagner Manet's zum schalen, abgetanen Getränk wandelte, während das Quellwasser Desreggers sich bei heutigentags seine ursprüngliche Frische und seinen anziehenden Wohlgeschmack unverändert erhalten hat. Dem Speckbacherbild, das 1860 auf der Münchener Ausstellung erschien und Desreggers Namen zuerst bekannt machte, trat in der Folge eine Reihe von historischen Bildern zur Seite, die wie „Das letzte Aufgebot“, „Heimkehrer der Tiroler Landsturm im Jahre 1809“, „Die Genesung des Tiroler Landsturms“ und die Andreas Hofer Bilder, die Kampfschichte Tirol's in ihren dramatischen Höhepunkten lebendig veranschaulichten. Aber lo brecht auch aus diesen Historienbildern das tiefe Gemüt, die warmherzige Feinmalerei und die naive Reinheit des Empfindungslebens des Malers zu uns sprechen, so sind sie doch so wenig wie Desreggers Altarbilder für sein künstlerisches Eigenes kennzeichnend. Auf der ersten Höhe seiner Bedeutung und Eigenart offenbarte sich uns der Meister vielmehr erst in den Genrebildern aus dem Tiroler Volksleben, die er in seiner unerlöschlichen Produktivität und nie verlassender Kraft jahraus, jahrein geschaffen hat, die durch unzählige Reproduktionen in der ganzen Welt bekannt geworden sind und dem Namen Desregger überall dort, wo Deutsche wohnen, eine beständige Bekanntheit gesichert haben.

So freudig, schlicht und hier mit in seinen künstlerischen Werken gab sich Desregger auch als Mensch mit der ganzen Herzlichkeit einer großen, edlen Natur, die sich ihre frühe Ursprünglichkeit inmitten aller künstlerischen und materiellen Erfolge bewahrt hatte. An solchen hatte es Desregger natürlich nicht gefehlt. Schon vor bald 40 Jahren wurde er geduldet: er wurde „Kaiser der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite und als Akademiker“ in München hielten sich alle landesüblichen Ehren auf sein Haupt. Von dem reichen Ertrag seines Bleistifts ließ er sich in München am Rande des Englischen Gartens ein vornehmes, dabei doch behagliches Heim, das er allsommerlich verließ, um in seiner geliebten Tiroler Heimat immer wieder neue Motive und Anregungen zu suchen und zu finden. Erst im hohen Greisenalter legte Desregger sein stadtmüdiges Amt nieder; mehrere Jahre der Muße waren ihm noch vergönnt — nun hat ihn der Tod aberufen, aberufen aus einem Leben, das so einem reich und fruchtbar gewesen ist, und dessen künstlerisches Wirken aus der Geschichte der neueren deutschen Malerei nicht hinweggedacht werden kann.

Julius Rodenbergs Tagebücher.

Von Dr. Edgar Groß (Halle).

(Nachdruck verboten.)
 Unter den Namen, die in der Geschichte deutscher Geistesentwicklung von der Gründung des Reiches bis zum Beginn der Weltkatalogie immer einen reinen und unangewandten Klang haben, werden nicht Julius Rodenbergs als einer der ersten verzeichnet. Obwohl sich seine eigenen Schöpfungen, abgesehen von einigen volkstümlichen Strophen und ein paar prosaischen Skizzen nicht lebensfähig erwiesen haben, hat er dank seiner seltenen Einfühlungsvermögen für das literarische Schaffen anderer und dank seiner Bescheidenheit, die ihn hinter seinem hochgeachteten journalistischen Lebensziel zurücktreten ließ, ein entscheidendes Einfluß auf die geistige Kultur seiner Epoche ausgeübt. Das Bild seiner Gesamtpersonlichkeit, das der vor zwei Jahren erschienene Biograph mit G. H. Meyer schon entrollt, erhält sich neue Farben und Züge durch die Veröffentlichung „Menschen in Tag e b ü c h e r n“. Julius Rodenbergs, die Witme des Verstorbenen, hat die Nachwelt getroffen; Ernst Heilmann hat dem Buch eine eben so fluge, wie feinfühlig einleitende Vorrede mit auf den Weg gegeben (Verlag Egon Neisig, Berlin). Mit Rücksicht auf noch lebende Personen verdient sich eine vollständige Wiedergabe der Lebensansichten, aber schon das Gebotene macht Heilmanns Einleitungsrede wahr, daß Rodenbergs zu der ersten Chroniken seiner Zeit gehörte.

Die Tagebücher beginnen mit der Ästhetik Gymnasialzeit des Schwabens (1846), mit erleben die Entwicklung eines schwärmerischen Jünglings, der als Engländer der Romantik aus der kleinen heiligen Heimatstadt seinen Weg findet und Welt und Natur mit aufnahmefähigen Herzen in sich einfaßt. Als gereifter Mann schlägt er seinen Wohnsitz in Berlin auf, wo er schon früher in die Kreise der Grimm und Barnhagen Eingang gefunden hatte, und je mehr er mit den allberühmten Kulturkreisen verwehlt, desto mehr erhebt er sich zu einer führenden Persönlichkeit im geistigen Leben des Wissenschaftlichen Zeitalters. Und wie die Revolution von 1848 mit früher Begeisterung erlebt hatte, so beglückte er mit dem Vertriebenem des literarischen Bregers die Tötung und Werdung des vorigen Jahrhunderts, bis ihn, den alten Bismarck, der, die neue Wendung zunehmende Enttäuschung bereit. Mit dem Jahre 1908 sieht er die politischen Gemüterwollen sich drohend zusammenschließen; mit ihm enden auch die vorliegenden Aufzeichnungen.

Es ist bezeichnend für Rodenbergs sachliche Bescheidenheit, daß die bedeutendste Tat seines Lebens aus hier zurücktritt; er erzählt nur wenig von der von ihm 1874 begründeten „Deutschen Rundschau“, in der sich unter seiner Leitung die namhaftesten Geister Deutschlands zusammenfanden, wohl aber wagt er eine große Anzahl dieser führenden Männer mit ihrem Bild und menschlicher Wärme zu charakterisieren. Wenn ihm, der Koller und Sturm, Geißel und Widenbusch, Heule und die Eber-Edenbach unter vielen anderen zu seinen Freunden zählte, der mit Spielbogen und Dingelstiel, mit Jöben und Turgenieff persönliche Fühlung hatte, die literarische Entwidlung auch im Vordergrund stand, so unterließ er doch ebenso frühbringende Beziehungen zu den ersten Beratern wissenschaftlicher Forschung, wie Wommsen, Curtius, Bismarck, Jöben, Scherer, Hermann Grimm, Erich Schmidt u. a. Aber auch mit den Genannten, die neben Brahms und Schumann mit dem Mitarbeiterkreis der „Deutschen Rundschau“ gehörten, ist das Netz der Fäden, die Rodenbergs glückliche Hand zu spinnen suchte, noch nicht erschöpft. Ueber Müller, wie Maxinger, Brahms und List, finden sich wertvolle Aufzeichnungen, und von politischen Persönlichkeiten erscheinen im Spiegel der Tagebücher außer Bismarck auch Napoleon III, Wilhelm II, Männer wie Benjamins u. a. in scharf unmissbarem Bild.

Es sind mir durch diese Veröffentlichung nicht allein am so sehr wertvolles Dokument vergangener Kulturzeit, sondern auch ein ihm teils aus eine reine und abgeklärte Persönlichkeit entgegen, die sich ebenso auf geschlossene Urteilskraft, wie auf die Warmherzigkeit ihrer quellender Beglückung stützen durfte.

Schach.

Aufgabe Nr. 2312
 27. Febr.

Zweizüge matt.

Aufgabe Nr. 2313
 28. N. Oshkman u. C. Würzburg.
 (Staatszeitg. Nr. 1142.)

Zweizüge matt.

Barie Nr. 2319
 gepielt auf dem Konopch des Deutschen Schachbundes zu Berlin (1920) am 1. Hauptturnier am 27. Generalsekretär.

Dreiprägenpartie.
 Weiß: Dierker — Schwarz: Schumann.

1. e2-e4	e7-e5	20. ...	15xg4
2. Sg1-f3	Lb8-c6	21. Ld5xc4	a7-a6
3. Sd1-c3	Lb4-b4	22. d3-d4	...
4. Lf1-c4	Sg8-f6	23. ...	...
5. d2-d3	Lc8-g4	24. ...	...
6. 0-0-0	Lb4-b4	25. ...	...
7. Lc1-e3	Dd8-a7	26. ...	...
8. Sc3-a5	Lb4-a5	27. ...	...
9. c2-c3	Sf6xg5	28. ...	...
10. ...	0-0	29. ...	...
11. ...	0-0-0	30. ...	...
12. ...	Lg4x3	31. ...	...
13. ...	Ld5-b6	32. ...	...
14. ...	Lc7xb6	33. ...	...
15. ...	Kg8-b8	34. ...	...
16. ...	Lg7-g6	35. ...	...
17. ...	Lb4-b3	36. ...	...
18. ...	Lb3-b4	37. ...	...
19. ...	Lb3-b4	38. ...	...
20. ...	Lb3-b4	39. ...	...
21. ...	Lb3-b4	40. ...	...

Weiße führt 15 an. 18. Le6 nicht e1. 19. Ld4 nicht f5. 20. Tg1-g5? Weiße führt nach 20. ab nicht c3-c4

Künstliches Endspiel.

von B. So mit.

Lösung: 1. f4-f5+ 2. Kg6-h6 2. g4-e4 3. Kh4-g4 4. g7-g6 5. f5-f6 6. Bxb5 7. e6-e7 mit Gewinn.

Weiße zieht und gewinnt.

Literarisches.

Wir möchten nicht veräumen, alle Freunde begiebiger, alter und neuer Schachliteratur auf Rogans 13. Schachkatalog (zweiter Nachtrag zum 9/11. Katalog — der 11. ist bereits vergriffen), der soeben erst erschienen ist, nachdrücklich aufmerksam zu machen. Man erfährt aus dieser umfangreichen Broschüre, daß in B. Rogans vielgenannter Schachverlag (Berlin W. 8, Behrendstraße 24) nicht nur fast alle modernen Schachwerke — meist sogar zu einem zurückgefallenem Vorzugspreise —, sondern auch eine ganze Reihe vorzüglicher Bücher erhältlich sind, die speziell bei B. Rogan erschienen, bei ihm also aus erster Hand gekauft werden können. Wer seine Schachbibliothek — das Schachstücklein eines jeden ihrer schönsten Schachfreunde ergänzen oder erweitern möchte, der wird an diesem wertvollen Begleiter durch die bezugsliste, gleichmäßig blühende Schachschere nicht vorbeigehen können.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 41.
 Fernruf 628 u. 101.